Buben für alles : welche Arbeiten wir als Kinder machen mussten oder durften

Autor(en): **Gadient, Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde = Folklore suisse : bulletin de la Société suisse des traditions populaires = Folclore svizzero : bollettino della Società svizzera per le tradizioni popolari**

Band (Jahr): **86 (1996)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1003709

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Buben für alles

Welche Arbeiten wir als Kinder machen mussten oder durften.

Die hier dargestellten Arbeiten aus meiner Jugendzeit fallen in die Jahre 1929 bis 1935, mein sechstes bis zwölftes Altersjahr. Häufig war es ein Müssen, und Murren half nichts.
Vater war seit 1922 Posthalter und Briefträger auf dem Flumser Grossberg, von 1926 an war er auch Inhaber einer Ladenfiliale des Konsum Flums-Berg. Diese wurde hauptsächlich von unserer Mutter betreut. 1931 erwarb Vater zudem einen nicht weit von der Post entfernten kleinen Bauernhof. 1929 waren wir auf der Post fünf Buben (Jahrgänge zwischen 1921 und 1928), bevor bis 1936 ein Mädchen und zwei weitere Buben dazukamen. Ich war der Zweitälteste und vor allem mit meinem älteren Bruder verbunden. Wir «Grossen» hatten oft gemeinsame Arbeiten auszuführen. Schon früh suchte Vater uns mit Beschäftigungen stramm am Zügel zu halten.
Zu Beginn standen häusliche Tätigkeiten im Vordergrund. Das In-den-Schlaf-Wiegen der kleinen Geschwister gehörte zum Alltag. Ich fand das furchtbar langweilig und wurde oft ungeduldig, wenn das Brüderchen oder Schwesterchen so lange nicht einschlafen wollte. Ich legte mich dann rücklings auf den Stubenboden, hängte meine Füsse zwischen das Gestänge des Stubenwagens und bewegte diesen nun mit den Beinen, die ich abwechselnd anzog und ausstreckte. Zum Kinderdienst gehörte auch, auf die Kleinen aufzupassen, etwas mit ihnen zu spielen, sie herumzuführen oder herumzutragen.
Küchendienst hatten wir wenig. Wir mussten den Tisch decken, schauen, dass die Milch nicht überlief, und immer wieder Schittli aus dem Keller holen, denn der Kochherd verschlang viel Holz. Dieses wurde im Frühling zubereitet. Mit sechs Jahren erhielt ich ein eigenes Beil und mit meinen älteren Brüdern die erste Säge. Von da an mussten wir immer mittun beim Holzsägen und -spalten. Um unsern Eifer anzuspornen, versprach uns Vater je nach Leistung einen «Taglohn» von zehn oder zwanzig Rappen. 1930 durften wir mit dem gesparten Geld mit unsern Eltern nach Einsiedeln wallfahren – verbunden mit einem Marsch von Altendorf über den Etzel.
Um das Haus hatten wir einen nicht besonders grossen Garten. Im Frühling halfen wir beim Kartoffelnstecken, dann beim Häggälä und Hüüfele, im Herbst beim Graben. Im Sommer mussten wir rote und weisse Trübli abnehmen. Sonst waren wir nur noch etwa heimlich im Garten, wenn im August die Brombeeren und die ersten Birnen reiften.
Auch für den Laden konnten wir Buben bald einmal Arbeiten verrichten, vor allem Lebensmittel abwägen, die in Kisten oder Säcken geliefert wurden. Je nach Ware mussten wir diese pfund- oder kiloweise in Papiersäcke abpakken: Stampf- und Würfelzucker, Fideli, Makronen, Nudeln und getrocknete

Früchte, wie Zwetschgen oder Weinbeeren. Vater wies uns streng an, die Gewichte genau einzuhalten. Die Schnäbel der Waage sollten sich exakt gegenüberstehen. Doch wir wollten nicht knauserig sein und liessen die Warenseite stets etwas überwiegen, wie wir das bei der Mutter sahen, die ein gutes Herz für die armen Leute hatte. Nicht umsonst rentierte der Laden nie…

Auch bei den weitläufigen Postzustellungstouren konnte der Vater uns gebrauchen. Zuerst begleiteten wir ihn ein Stück weit, dann schickte er uns mit der Zeitung zu einem oder zwei Höfen, während er andere bediente. An einem bestimmten Ort trafen wir uns wieder, und so ging es weiter. Wir lernten nach und nach nicht nur alle Weglein kennen, sondern auch alle Stuben am Grossberg – und alle Hunde, die nirgends angebunden waren. Mit der Zeit erledigten wir Buben selbständig einzelne Teilstrecken. Die teils recht abgelegenen Höfe und die im Winter manchmal vereisten steilen Waldwege hatten wir gar nicht gerne. Gelegentlich mussten wir Expressbriefe oder -päckchen zustellen, meist für Feriengäste. Da konnte ein Extragang weit über eine Stunde ausmachen. Diese Zustellungen wurden je nach Distanz und Höhendifferenz mit ziemlich hohen Zustellgebühren für den Empfänger belastet. Da hatte man manchmal Mühe, an sein Geld zu kommen, denn die Städter kannten solche Taxen nicht.
Am meisten wurden wir Buben eingespannt, als Vater 1931 ein kleines Heimet ergantete. Wir waren stolz darauf, jetzt auch Bauernbuben zu werden, denn bis dahin waren wir die einzigen Kinder am Grossberg, die nicht auf einem Bauernhof aufwuchsen. Als Postbuben fühlten wir uns ein bisschen als Exoten. Der Stallgeruch fehlte uns.
Im ersten Jahr hatten wir nur Schafe. Wir waren dabei, als Vater beim herbstlichen Schafauszug die ersten Schafe erstand. Im halbverlotterten Stall musste er zuerst «Chrümmä» (Pferche) für die Tiere errichten. Wir hatten Handlangerdienste zu leisten. – Die Fütterung der Schafe im Winter wurde bald ganz uns überlassen. Das war eine einfache Sache. Wir mussten Heu vom Gaden holen und in die Barren verteilen. Zum Tränken liess man die Tiere an den Brunnentrog im Freien. Dabei versuchten einige immer von der Freiheit zu profitieren, und wir hatten dann Mühe, die Ausreisser wieder in den Stall zu bringen. Im Frühling und Herbst (im Sommer waren die Tiere auf der Alp) mussten wir sie auf der Weide hüten. Das war weniger einfach, denn elektrische Zäunung gab es nicht. Rasch schlüpften einige Schafe unter dem Holzzaun auf Nachbars fettere Weide. Wenn es nass und kalt war, wollte und wollte die Hütezeit nicht verstreichen. Ungeduldig warteten wir, bis es von Berschis Vieruhr läutete, das Zeichen, dass wir die Tiere in den Stall treiben durften. Zusätzliche Arbeit gab die Schafschur im Frühling und im Herbst. Die Tiere wurden auf einen alten Tisch oder auf ein Gestell gelegt. Wir mussten – einer vorne, einer hinten – das Schaf festhalten, damit Vater mit der Schafschere die Schur möglichst unbehindert vornehmen konnte.
Bald kam auch eine Kuh in den Stall, und als Vater nur wenige Jahre später noch Pachtland erwarb, wuchs der Viehbestand. Wir wurden allmählich zu sämtlichen anfallenden Arbeiten beigezogen, so dass wir mit der Zeit viele

ganz selbständig ausführen konnten, so das Besorgen des Viehs am Abend und Morgen im Stall. Das Melken war Sache meines älteren Bruders, wegen manueller Behinderung konnte ich es nicht.
Früh lernten wir auch sämtliche Arbeiten der Heuernte: mäjä, warbä, wällnä, zettä, tschochnä, heiznä, rächä, zimmämachä, burdnä und yträäge – alles von Hand und mit den herkömmlichen Heuergeräten. An föhnigen Herbsttagen gings ans Laubä, das Einsammeln des dürren Buchenlaubes im Wald. Teils von Hand, teils mit Laubbesen wurde das Laub zwischen den Heidelbeerstauden herausgekratzt. Wenn der Wald kein Unterholz aufwies, scharrte man das Laub mit Rechen zusammen, füllte es in eine Plane und trug es in die Pfnille (Abteil neben dem Stall). – Das Güllnä war eine strenge und unliebsame Arbeit. Auf einem Zweiräderhandwagen wurde der Güllächaschtä gezogen und gestossen, Vater an den Handstangen vorn, wir Buben hinten am Wagengestell. Auch das Mischt-Aaleggä (Feinverteilen des Stallmists auf den Wiesen) war eine mühsame Arbeit. Vergnüglicher war im Herbst das Mosten. Vater schüttelte die süssen alten Apfelsorten, u. a. Chuzmuuser, von den Bäumen, ebenso die Birnen des Gelbmöstlers. Zusammen ergaben diese Früchte einen köstlichen Saft, den auch wir Buben gerne vergoren tranken. Wir füllten das Obst in Säcke. Auf einem Schlitten strupften wir sie zum Niini, der eine alte Mostereianlage besass. Die Früchte wurden in den krummen Baumtrog geschüttet, dann halfen wir, den grossen Mahlstein hin und her zu drehen und so die Früchte zu zerquetschen, bevor sie in die Presse kamen.
Und die Schule? Gerade wegen unserer Schule konnten wir soviel arbeiten. Von Anfang Mai bis Allerheiligen hatten wir nur gerade sechs Wochen Schule: drei Wochen zwischen Alp(auf)fahrt und Heuet, drei Wochen zwischen Heuet und Emden, bzw. Alp(ab)fahrt. Wenn Schule war, brauchten wir die freie Zeit kaum für Schulaufgaben. Solche gab es nur wenige: Katechismus, ein Gedicht auswendig lernen, Leseübungen. Da wir nahe beim Schulhaus wohnten, entfiel auch ein langer Schulweg.

*Rudolf Gadient, (*1923), Weiherweg 7, 4460 Gelterkinden BL*